

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

„FERNE WELTEN GANZ NAH. KULTUREN IM AUSTAUSCH“

AKADEMIENTAG DER UNION DER DEUTSCHEN AKADEMIEN DER WISSENSCHAFTEN

8. November 2021, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Grußwort

„Ferne Welten ganz nah“ ist dieser Akademientag überschrieben, zu dem ich alle, die hier im Saal sitzen, sehr herzlich begrüße. Begrüße, um sofort die Frage zu stellen, was eigentlich mit diesem Satz eigentlich genau gemeint ist, der von einer hochmögenden Vorbereitungsgruppe als Titel gewählt wurde. Denn es kann ja über vierzig Jahre nach Edward Said und seinem Manifest über den Orientalismus niemand ernsthaft meinen, dass es – außer vielleicht bei Kindern – eine unschuldige Nähe ferner Welten gibt. Spätestens seit Said ist ja klar, dass Nähe im besten Falle Suggestion ist, ich formuliere freundlicher, als er es tat: eine Form von Gewissheit aufgrund von Erledigtsein nach einem langen Arbeitstag, man hätte jetzt verstanden, was einen Menschen bewegte, der in einer Oasenstadt an der Seidenstraße ein Pothi-Buch aus Palmblättern mit Texten aus dem fernen Westen – also vom Mittelmeer – beschrieb. Wer einigermaßen ernsthaft Wissenschaft betreibt, weiß natürlich, dass diese Form der Gewissheit aufgrund von Erledigtsein spätestens am nächsten Morgen der Ernüchterung gewichen ist, von den – ich wähle ein Berliner Beispiel – Menschen mit manichäischem Glauben aus der Oase Turfan im uigurischen Reich nichts, aber auch gar nichts verstanden zu haben. Und mit solchen hermeneutischen Überlegungen zur Nähe von Fremden ist man ja noch nicht einmal bei der schroffen postkolonialen Kritik der Funktionalisierung der Pseudonähe, wie sie Said vornimmt, sondern bei einer schlichten erkenntnistheoretischen Überlegung, wie sie in den Geschichtswissenschaften, in der Philologie, in den Regionalwissenschaften alltäglich sind.

Faszination durch das Fremde ist also – man muss dazu nicht Thomas Bauer gelesen haben – ein ambivalentes Gefühl, eine Emotion, mit der man in die Falle eines Missbrauchs der Faszination und damit in schlechte Wissenschaft geraten kann. Faszination durch das Fremde ist zugleich aber die Voraussetzung jeder Beschäftigung mit dem Fremden und wer sich mit dem Fremden beschäftigt, will es nahe herbeiholen, obwohl wir alle wissen, dass das begrenzt gelingt, immer wieder scheitert und eine gefährliche Suggestion ist. Wir holen das Fremde wissenschaftlich verantwortet eben nur nahe, wenn es bei aller Nähe zugleich auch fremd bleibt. Das hören Zuwendungsgeber (auch des Akademienprogramms) vielleicht nicht gern, weil sie alle guten Gründe haben, Annäherung in arithmetisch messbaren Schritten zu fordern, Heimholung fremder Kulturen ins deutsche Wissenschaftssystem: Im Jahr soundsoviel soundsoviel Bände der Berliner Turfantexte und schon ist das wunderbare, herrlich fremde Format eines Pothi-Buchs in eine abendländische klassische Edition mit Apparat auf holzfreiem Papier oder in einem Digitalformat geschrunpft, eingemeindet und entfremdet. Schon die Idee, nach unseren Maßstäben Corpora zu definieren, Genres als Ordnungsprinzipien einzuziehen, Sprachgruppen zu unterscheiden – kurz das ganze System der westlichen Ordnung von Wissen, von Raum und Zeit (Seidenstraße ist ein Berliner Ordnungsbegriff und kann nicht ins Koptische oder Syrische übersetzt werden), macht das hermeneutische Problem überdeutlich. Ich möchte nicht falsch verstanden werden:

Es ist das unausweichliche hermeneutische Dilemma der Aneignung von Fremden, es sich zu entfremden und anzueignen – und aneignen ist ein Vorgang der Bemächtigung. Ich eigne mir das Portemonnaie an, das vor mir auf der Straße liegt. Ich bin sehr glücklich, dass wir uns heute Gelegenheit haben, mit solchen basalen hermeneutischen Fragen zu beschäftigen, denn der Wissenschaftsrat hat angemahnt, dass im Akademienprogramm darüber nachgedacht wird, was Sicherung, Erschließung und Vergegenwärtigung des kulturellen Erbes eigentlich genau bedeutet.

Ich schlage ja vor, dass man bei diesem Versuch nicht einfach eine Tagung zusammenruft, in deren Vormittagssitzungen das Stichwort „Kultur“ in siebenundzwanzig Referaten traktiert wird und dann in der Nachmittagsitzung das Stichwort „Erbe“, um dann in einem Abendvortrag zu diskutieren, was wohl mit dem Ausdruck „kulturelles Erbe“ gemeint ist. Ich schlage vor, mit einer kleinen Analyse der Emotionen zu beginnen, mit denen wir uns – ganz vorthematisch und vorreflexiv – dem kulturellen Erbe ferner Kulturen nähern. Erste Faszination gehört unmittelbar dazu, und jede Emotion ist ambivalent. Ich kann mich auch an der Aneignung eines Portemonnaies berauschen. Zu den basalen Emotionen gehört aber auch Erschrecken. Ich werde nie vergessen, wie ich in Bezeklik, einem Gräbertal in der Nähe der Oasenstadt Turfan, erschreckt sah, wie die Berliner Turfanausgrabungen die Fresken, die man heute großartig präsentiert im Humboldt-Forum sehen kann, sofern sie nicht im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs untergegangen sind oder sich in der Petersburger Eremitage befinden, mit der Motorsäge aus der Wand gebrochen haben und im Interesse, größere Stücke zu gewinnen, auch großflächig zerstört haben. Zu den basalen Emotionen gehört, dass wir begeistert sind – über die multireligiöse Gesellschaft in Turfan in der Epoche, die wir Frühmittelalter nennen, weil multireligiöse Gesellschaften gerade envogue sind auch im europäischen Mittelalter, das wir erschreckt sind über den finsternen Dualismus der manichäischen Religion, der bei aller Buddhisierung manichäischer Texte uns durch die Pothi-Bücher anweht. Natürlich ist die Frage, was wir aus all' dem lernen können, ebenso unabweisbar wie gefährlich und unbeantwortbar. Allzumal, wenn wir unsere großen Fragen – Globalisierung, Migration und Identität – meinen, in fremden Welten wiederzufinden und uns darin trösten, dass fremde Welten scheinbar genau unsere eigenen Probleme haben. Haben sie natürlich nicht. Und die präzise Chronologie von Unterschieden und Gemeinsamkeiten ist unabdingbar, wenn wir die Hoffnung nicht aufgeben, aus der Vergangenheit lernen zu können, Ciceros *historia magistra vitae* nicht nur für eine Rhetorenfinte halten, um historiographische Gelehrsamkeit über Grußworte verteilen zu können.